



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

wr.: Ranke's deutsche Geschichte 1780-1790.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nach Anquetil du Perron ist Garmos (dessen Name in der uns bekannten Reihe der babylonischen Könige nicht vorkommt) der Zohak der iranischen Heldensage und des Firdusi. Rhodanes ist Feridun, der edle glänzende tadellose Held, welcher das Ungeheuer Zohak, aus dessen Schultern zwei schwarze Schlangen wuchsen, die mit dem Gehirn frisch getödteter Menschen ernährt werden mußten, nachdem er lange umhergeirrt und Verfolgungen des blutdürstigen Tyrannen erduldet, nach heißem Kampfe von dem Thron Frans (dessen Bestandtheil Babylonien zur Zeit jener Sage ist) stößt, hierauf selbst den Thron besteigt und das strahlende Vorbild aller Könige und Menschen wird.

Diese Annahme findet äußerlich wesentliche Unterstützung darin, daß im Armenischen der Name des Feridun: „Rotane“ lautet, und innerlich darin, daß das Umherirren des Rhodanes im griechischen Roman vortrefflich zu den Verfolgungen paßt, welche der Held der iranischen Sage zu bestehen hat, und daß bei beiden — wenn schon die Motive der Verfolgung verschiedene sind — die Verfolgung mit dem Sturze des Verfolgers und der Thronbesteigung des Verfolgten endet. Jenes Umherirren des Feridun und seine bald darauf folgende Thronbesteigung ist aber einer der größten Glanzpunkte der iranischen Sage, und Jamblichos verarbeitete also in „den babylonischen Geschichten“ einen nationalen Lieblingsstoff ersten Ranges. Durch seinen dreifachen Bildungsgang (syrisch, babylonisch, griechisch) trefflich hierzu geeignet, bietet er uns somit in seinem Romane die Frucht des Hellenismus: orientalischen Stoff in hellenischer Form rein, reif und charakteristisch wie kein anderer.

Ranke's deutsche Geschichte 1780—1790.

Wir Deutschen haben allzulange in dem Urtheil über unsere Nationalgeschichte von der Auffassung der Fremden uns leiten und bestimmen lassen. So hat die französische Revolution des vorigen Jahrhunderts den Blick vornehmlich auf sich hingezogen; und die gleichzeitige Umwälzung und Neugestaltung der Verhältnisse in der deutschen Nation ist erst neuerdings von unserer deutschen Geschichtswissenschaft beleuchtet und erörtert worden. Alle Welt weiß, wie durchgreifend die Revision grade für die Epoche der Revolution ausgefallen ist, welche wir den Arbeiten v. Sybel's verdanken: aus ihnen

hat sich ergeben, wie sehr man bisher die französischen Ereignisse überschätzt und die gewaltige Veränderung des politischen und socialen Lebens in Deutschland zurückgesetzt hat.

Die französische Geschichte jener Jahre 1789—1799 etwas kühler, etwas objectiver und nüchterner als die französischen Civilisationsherolde selbst proclamiren, aufzufassen, werden heute in Deutschland wohl nicht allein die Historiker, sondern die literarisch und politisch zurechnungsfähigen Kreise überhaupt gelernt haben. Die unbefangene Kritik der Revolution durch Sybel und seine gleichmäßig auch die außerfranzösischen Bewegungen heranziehende Darstellung haben einer richtigen Auffassung der Dinge seit 1789 die Bahn eröffnet. Anders steht es noch mit demjenigen Zeitabschnitt, welcher der Revolution und den Revolutionskriegen vorangeht. An Geschichten der klassischen Periode unserer Literatur von allen möglichen und unmöglichen Standpunkten aus ist zwar kein Mangel; und auch zu einer mehr culturhistorischen Auffassung der literarischen Entwicklung ist schon ein vielversprechender Anfang gemacht. Was uns noch fehlt, ist die eingehende und umfassende Würdigung der politischen Zustände in Deutschland und ihrer Entwicklung vor der Revolutionszeit.

In den einzelnen Territorien des deutschen Reiches ist jene 30jährige Periode zwischen dem Hubertsburger Frieden und den Revolutionskriegen erfüllt und belebt von der staatlichen Arbeit, zu welcher ebenfalls die sogenannte Aufklärung den Antrieb gegeben. Dem glänzenden Beispiel des großen Preußenköniges folgten seine fürstlichen Zeitgenossen. Hebung der Volkskräfte, Bildung und Concentrirung derselben zu staatlicher Arbeit, vernunftgemäße Ausbildung der vorhandenen Organe und Einrichtungen, Verbesserung des Heerwesens, Verallgemeinerung der Schulbildung, Reform der Justizpflege: alle diese Bestrebungen erfüllen die verschiedenen Landschaften des Reiches: überall ist Leben und Bewegung, Fortschritt und Gedeihen. Nicht im Ganzen des Reiches, wohl aber in den Einzeltheilen erfreut Reichthum, vielgestaltige Fülle und Mannichfaltigkeit politischer Strebungen und socialpolitischer Weiterbewegung das Auge des Betrachters. Es ist ein entschiedener Fehler, an allem diesem vorbeizugehen und die guten Früchte, die im einzelnen und im kleinen uns auf jenen Feldern erwachsen, zu verachten oder zu übersehen.

In der eigentlichen Reichsgeschichte, in der nationalen Frage dagegen herrscht Stillstand. Anläufe, die man gewagt hat, führen zu nichts: hier ist trotz frommer Wünsche und gutgemeinter Pläne alles beim alten geblieben. Auf diese letztere Seite der deutschen Geschichte jener Zeit lenkt heute ein neues historisches Werk unsere Aufmerksamkeit hin, das, aus der Feder des eigentlichen Meisters und Hauptes unserer deutschen Historiker herkommend, einigen kurzen Betrachtungen auch an dieser Stelle zum Gegenstand dienen mag.

Vor nun 24 Jahren hatte Leopold von Ranke, der Historiker des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in Spanien, Italien, Deutschland, Frankreich und England auch schon einmal ein Stück der neueren politischen Entwicklung von Deutschland geschildert, den eigentlichen Werdeproceß des preussischen Staates. Seine „Neun Bücher preussischer Geschichte“ hoben in kurzer Uebersicht die Momente der Entwicklung Preußens hervor und verweilten dann in eingehenderer Erörterung bei denjenigen Thaten Friedrichs II., welche die Machtstellung Preußens begründet und befestigt hatten. Zwar war diesem Buche nicht der ungetheilte Beifall geworden, der sonst Ranke's Leistungen begleitet, jedoch konnte kein Sachverständiger den feinen Blick, die umsichtige Erwägung, die glückliche Forschung, das gereifte Urtheil des Meisters verkennen: oft ist bedauert worden, daß beim Jahre 1756 Ranke abgebrochen hat. Wir unsererseits haben immer der Hoffnung gelebt, es werde Ranke uns noch mit einer Fortsetzung seiner Studien auf diesem Gebiete erfreuen. Und welchen außerordentlichen Genuß die Behandlung aller der nationalen politischen, socialen, literarischen Gegensätze und Parteikämpfe, die das Jahrhundert nach 1756 bewegt haben, von der Feder eines so unbefangenen und objectiven Historikers verspricht: das, meinen wir, könnten diejenigen ermessen, welche den akademischen Vorträgen Ranke's über diese neueren Perioden beigewohnt haben. Auch wo unsere eigene Auffassung der Dinge, unser eigenes, weit entschiedener Partei ergreifendes Urtheil von der Anschauungsweise Ranke's abweicht, ja vielleicht geradezu ihr entgentreten müßte, auch da werden wir von Ranke lernen und aus seiner Darstellung unendlichen Nutzen ziehen können.

Wir haben öfters die Aeußerung gehört, ja, es ist auch wohl öffentlich schon ausgesprochen worden, daß man auf dem Gebiete der Revolutionsgeschichte, der Freiheitskriege Ranke lieber nicht begegnen würde. Wir sind durchaus entgegengesetzter Meinung. Wir hoffen, daß Ranke's Studien über die preussische und deutsche Geschichte seit 1756 recht weit auch ins 19. Jahrhundert hinein sich erstrecken. Wir begrüßen mit Freuden einzelne jetzt schon vorliegende Andeutungen, daß dies eben erschienene Buch über die Jahre 1780—1790 ein Bruchstück, ein Ausschnitt aus weiteren Arbeiten ist. Es heißt ja schon seit mehreren Jahren, Ranke beabsichtige eine umfassende Geschichte Hardenberg's; und ein gutes Stück europäischer Diplomatie bis 1822 würde dies umschließen. Wir sind auf's lebhafteste gespannt zu erfahren, welches Urtheil Ranke über die Haltung der deutschen Mächte 1792—1797 nach eigenem Studium der Acten fällen, wie er den unter auswärtigen Kriegen sich vollendenden Auflösungsproceß des alten deutschen Reiches ansehen will. Auch neben und nach den genialen Arbeiten Sybel's sind wir bereit, das kühlere Plaidoyer Ranke's anzuhören: grade die historiographischen

Eigenthümlichkeiten Ranke's erhöhen den Wunsch, auch über jene Periode sein wohl erwogenes, auf selbständiger und vielseitiger Kenntniß der Acten beruhendes Urtheil zu vernehmen.

In dem erschienenen ersten Bande seines neuen Buches („Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780 bis 1790. I. Leipzig, Duncker und Humblot. 1871“) knüpft Ranke zunächst an seine frühere preussische Geschichte den Faden der Darstellung wieder an. „Friedrich hatte Schlesien dem Hause Oestreich abgerungen“, beginnt er: „eine zweite Absicht aber, die er hegte, das Kaiserthum von diesem Hause loszureißen, und die oberste Gewalt im Reiche auf einer breiteren Grundlage neu zu gestalten, die hatte er nicht erreicht. Das Kaiserthum war und blieb ein Bestandtheil der Macht von Oestreich.“ Der Gegensatz des östreichischen Reiches der Maria Theresia („in Wahrheit war sie der Kaiser“) und des emporstrebenden preussischen Staates Friedrichs des Großen, — dieser auf einem bleibenden Antagonismus ihrer eigentlichen Lebensprinzipien beruhende Gegensatz, hier und da seltsam durchkreuzt und gefärbt durch das Bedürfniß einer Verstärkung und den Wunsch einer solchen: das ist das Thema, das Ranke durch eine Reihe von Jahren hindurch erörtert.

„Wie das Drama sich nicht durch lange Prologe vorbereitet, sondern durch dramatische Scenen, so will ich den Eingang meiner Erzählung nicht durch reflectirende Uebersicht einer früheren Epoche bilden, sondern durch Erinnerung an einige Ereignisse, in denen die vorwaltenden Persönlichkeiten und Tendenzen in unmittelbarer Wirksamkeit erscheinen.“ Er beginnt mit den Zusammenkünften des Königs Friedrich und des Kaisers Joseph, im August 1769 zu Reife, im September 1770 im Lager bei Mährisch-Neustadt. Und die eigenthümliche Natur des östreichischen Fürsten weiß Ranke mit feiner Berechnung und dramatischer Geschicklichkeit sofort in Scene zu setzen und vor dem Auge des Lesers sich entwickeln zu lassen. Joseph, so führt Ranke ihn ein, „war davon durchdrungen, daß Oestreich einer inneren Regeneration bedürfe, um sich wieder einmal mit Friedrich zu messen. Er theilte die allgemeine Bewunderung, welche der König in der Welt erweckte, aber zugleich sah er einen allzeit gefährlichen Feind in ihm. Von seinem Beispiel dachte er Mittel und Wege zum Kampfe gegen ihn zu entnehmen.“ In knappen, stets das Einzelereigniß nur andeutenden Zügen vollzieht sich nun die Charakteristik des jungen Mannes. Man muß es in dem Buche selbst nachlesen, wie sich Joseph's Verhältniß zu seiner Mutter, zu dem großen Staatskanzler dem Fürsten Kaunitz entwickelt, wie er Beziehungen nach Rußland hin anknüpft und in den Angelegenheiten des deutschen Reiches immer unruhiger vorwärts drängt. In diesen außeröstreichischen Angelegenheiten hatte Joseph schon

seine eigenen Ansichten geltend gemacht, in den inneren Verhältnissen gelang ihm erst nach dem Tode der Mutter, seinen Charakter zu zeigen.

Die Persönlichkeit und die Regierung Joseph's II. hat in letzter Zeit mehrfache Beleuchtung erfahren. Eine sehr eingehende Würdigung lieferte die ausgezeichnete Skizze, welche der verstorbene Kenner Deutschlands im 18. Jahrhundert, Professor Perthes in Bonn, hinterlassen hatte. *) Die beiden Regierungen Maria Theresia's und ihres ältesten Sohnes, in ihren gemeinsamen, aber auch in ihren entgegengesetzten Tendenzen waren klar, übersichtlich, objectiv von Perthes dargelegt: was die österreichischen Forscher von Einzelheiten geleistet, war zu einem Gesamtbilde schon so umsichtig zusammengefügt worden, daß Ranke für seine Zwecke das Fundament gelegt und den Boden geebnet finden konnte. Die Veröffentlichungen Brunner's, trotz ihrer karrikirten Auffassung dem Inhalte nach äußerst dankenswerth, weit mehr aber noch die nicht genug zu preisenden Bücher, mit denen seit einigen Jahren aus den Schätzen des seiner Obhut anvertrauten Wiener Archives Alfred von Arneth uns beschenkt: diese neu eröffneten Quellen haben manche Züge des Bildes noch besser gezeigt und klarer ins Licht gerückt. Und trotz alle dem ist es Ranke noch geglückt, nicht unwichtige Beiträge neu auszugraben, durch seine Archivstudien auf Einzelnes noch helleres Licht zu werfen! Von dem größten Interesse sind die Enthüllungen aus dem politischen Verkehr zwischen dem Souverän und dem leitenden Minister: Joseph und Kaunitz in ihren gegenseitigen Beziehungen treten in ein bisher ganz ungeahntes Verhältniß. Es ergibt sich, daß in allen und jeden Fragen der bei weitem energischere, principiellere, consequentere Politiker Kaunitz ist und nicht der seines aufgeklärten Despotismus wegen so berufene Kaiser. Die Meisterschaft von Kaunitz, des selbstbewußten Gründers der österreichischen Stellung in den europäischen Fragen, des verantwortlichen Advokaten einer bourbonisch-habsburgischen Allianz hat auch dem Kaiser Joseph imponirt, ihn beeinflusst, seine Action geleitet: Kaunitz war der Lehrer, mit dem Ansehen langer Geschäftserfahrung umgeben, Joseph war der strebsame, lernbegierige, aber auch folgsame Schüler. Dieses Bild entrollen uns die von Ranke dargelegten und erörterten Ereignisse.

Im allgemeinen Interesse werden aus der Regierung Joseph's eine hervorragende Stelle immer die geistlichen Angelegenheiten einnehmen. Auch Ranke hat ihnen scharfe Aufmerksamkeit geschenkt. Und grade in unserer Zeit mag eine Erinnerung daran besonders willkommen heißen. Joseph zeigte sich von dem antikirchlichen Zuge jener Periode durchaus durchdrungen; und

*) Politische Zustände und Personen in den deutschen Ländern des Hauses Oesterreich von Carl VI. bis Metternich. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben. 1869.

von Schritten für eine Herstellung allgemeiner Toleranz ging er dabei aus. Maria Theresia schon hatte keine eigentliche Verfolgung oder Bedrückung der Protestanten mehr gewollt, Joseph wollte Toleranz. „Das scheint,“ urtheilt Ranke, „ein geringer Unterschied zu sein, aber in dieser Differenz will doch die Verschiedenheit der Principien zu Tage.“ Joseph's Absicht war überhaupt, den Staat von dem geistlichen Begriff abzulösen. Und sobald er die Regierung angetreten, ging er mit einer Reihe von Maßregeln vor, in Befreiung der Protestanten von den bisherigen Einschränkungen, in Ueberwachung der katholischen Kirche durch die landesherrliche Oberaufsicht. Gegen die Klöster, gegen die Uebergriffe der Geistlichen in das bürgerliche Leben ging er scharf vor — in einen Conflict mit dem Papstthum ist er dadurch gerathen.

Es ist ein Glanzstück Ranke'scher Geschichtskunst, dieses Capitel „Verhältniß zum Papstthum.“ Wir enthalten uns eines jeden Auszuges aus demselben: unsere Leser mögen das Buch selbst in die Hand nehmen! Jedes Wort, jeder Strich ist auf's sorgfältigste berechnet: abkürzen hieße hier die Seele des Kunstwerkes vernichten! Nur das berühren wir wenigstens mit einem Worte: während des Aufenthaltes des Papstes in Wien 1782, in den mündlichen Verhandlungen nimmt man fast bei jedem Punkte der Forderung des Papstes gegenüber eine gewisse Annäherung des Kaisers, aber eine sehr entschiedene Zurückweisung von Seiten des Fürsten Kaunitz wahr. Und daß Kaunitz auch in der kirchlichen Frage der energischere, consequentere, principiellere Staatsmann, gewesen als der Kaiser selbst, das ist eins der überraschendsten Resultate, das Ranke gewonnen und erwiesen hat.

Die auswärtige Politik Joseph's wird dann von Ranke in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt. Seine Eingriffe in das Stillleben des deutschen Reiches, seine Versuche, die Stellung des Kaiserthums über und zu den Landesfürsten wieder zu steigern und zu heben, werden kurz und bündig vorgetragen; und diejenige Richtung, die eigentlich charakteristisch für ihn geworden, die Allianz mit Rußland, wird eingehend erörtert und motivirt. Merkwürdig genug, wie oft sich in der Zeit von 1740 bis 1790 die Haltung der Großmächte zu einander verändert. Anfangs hatte Oestreich vornehmlich auf England sich gestützt, dann an Frankreich sich angeschlossen, an dasselbe Frankreich, das während der österreichisch-englischen Allianz die Siege Preußens über Oestreich unterstützt hatte. Nach dem siebenjährigen Kriege hatte Friedrich der Große verstanden, durch freundliche Connexionen mit Rußland seine Geschäfte zu machen: für Oestreich war nun die 1756 so begehrte Verbindung mit Frankreich werthlos geworden, nun galt es wiederum Friedrich seinen Allirten zu rauben und, da sich Rußland für Friedrich 1763 — 1778 von Vortheil erwiesen, ähnlich wie einst Frankreich in den Jahren 1740 — 1746, jetzt zu sehen, ob auch Oestreich ähnliche Vortheile aus der russischen Allianz ziehen

könne, wie sie Friedrich eingeerntet hatte. Für Ranke hat sich ohne Zweifel herausgestellt, daß Kaunitz noch in den letzten Monaten der Maria Theresia diesen Kurs eingeschlagen und die russische Allianz zu erlangen gestrebt: Joseph verfolgte mit Eifer diesen Weg. Die russisch-österreichische Verbindung, zunächst zur Lösung der orientalischen Frage, mußte aber Zerwürfnisse mit Preußen herbeiführen; und man kann nicht sagen, daß es Joseph darum zu thun gewesen wäre, diese Consequenzen seines Systemes zu vermeiden.

Jedermann weiß, auf welchem Punkte Joseph hatte weiterkommen wollen, durch welche Action er noch den Lebensabend Friedrichs beunruhigt. Ihm galt es den Erwerb Bayerns für Oestreich durchzusetzen. Wir folgen Ranke nicht in das Detail der diplomatischen Arbeiten in München; wir erzählen ihm nicht nach, wie Friedrich in einer sehr umsichtigen und großartig berechneten Operation seinen Widerstand gegen die bayerische Annexion erhob und geltend gemacht hat. Es ist der Anlaß zur letzten großen That Friedrichs für Deutschland, zum Abschluß des Fürstenbundes. — Ueber den Fürstenbund ist nun in den letzten zwei Jahrzehnten viel geschrieben und geforscht worden: die Motive Friedrichs, den Hergang im Einzelnen, den Antheil verschiedener Persönlichkeiten an diesem Projecte hatte man festzustellen; und noch die weitere Frage hatte man ein großes Interesse anzuregen, die nach den letzten Absichten Friedrichs, nach dem eigentlichen idealen Ziele seiner Politik. Das ist selbstverständlich, daß Ranke alle diese Arbeiten und Erörterungen gekannt und verwertet hat; manches neue Actenstück hat er außerdem noch zu benutzen das Glück gehabt und in seiner feinen, vorsichtigen, objectiven Weise zieht er aus Allem, was vorliegt, seinen allseitig erwogenen Schluß. Friedrichs Absicht war, die deutschen Reichsfürsten zum Schutze ihrer Autonomie, zur Vertheidigung der bisherigen Reichsverfassung in einem Bunde zu vereinigen: das bayerische Project war der letzte Anstoß, mit diesem Bunde nicht länger zu zögern. Friedrich kam mit seinen aus der allgemeinen Lage geschöpften Erwägungen dem Wunsche einzelner Reichsfürsten entgegen, welche schon mit dem Prinzen von Preußen über dergleichen Vorhaben sich in Beziehung gesetzt. „Womit sich König Friedrich von Anfang seiner Regierung an getragen, aber ohne es durchzuführen, die großen Interessen des deutschen Reiches mit dem Bestand und Wachsthum seines Staates zu vereinigen, das wurde jetzt möglich und dringend für beide Theile.“ Mit Hannover und Sachsen verständigte sich Friedrich; dann schlossen sich von den kleineren Fürsten eine ganze Anzahl an. Und wenn auch der Gedanke damals schon vorübergehend aufgetaucht ist: „der Gedanke, das deutsche Reich sowohl von Oestreich als von Preußen zu sondern“, zwischen der reichsständischen Opposition gegen Oestreich und dem preußischen Staate eine Vereinigung nicht zu Stande kommen zu lassen (Frankreich gebührt das Verdienst, darauf hin-

gewiesen zu haben); — so fand solche Idee eines mittleren Deutschland doch keinen Anklang und die deutsch-preussische Absicht des Fürstenbundes trat in's Leben ein. „Am meisten innere Verwandtschaft hat, wenn ich nicht irre,“ — so resumirt Ranke seine Darlegung — „die Vereinbarung von 1785 mit dem Verständniß, welches Kurfürst Moritz von Sachsen im Jahre 1552 durch den Passauer Vertrag mit den katholischen und geistlichen Fürsten traf. Wie in jener Zeit Karl V. unter Mitwirkung des deutschen Hauses Oestreich von dem Reiche ausgeschlossen wurde, so vereinigten sich jetzt die Stände gegen das deutsche Oestreich, wie es unter Joseph II. auftrat.“

Ergreifend ist das Lebensende Friedrichs von Ranke hingemalt: seine ganze Meisterschaft bietet er auf, einen tiefen Eindruck im Leser zu erzielen, und in der That nicht leicht wird ohne Bewegung des Geistes Jemand diesen Abschnitt zu lesen im Stande sein.

Gehen wir weiter zu den Anfängen der Regierung Friedrich Wilhelm II., so können wir uns zunächst eines gewissen Gefühles der Ueberraschung nicht erwehren. Weit milder ist Ranke's Urtheil über diesen König ausgefallen, als wir erwartet oder als die Geschichtsschreibung bisher glaubte verantworten zu dürfen. „An Geist und Energie fehlte es dem neuen Fürsten nicht; aber die Verbindung schwärmerischer Anwandlungen mit sinnlichen Gelüsten kündigte nicht viel Gutes an.“ Von diesen vier Prädicaten, die dem Könige ertheilt werden, möchten wir jedenfalls eins, „Energie“, gestrichen haben; Geist, schwärmerische Anwandlungen und sinnliche Gelüste wollen wir bei ihm nicht in Abrede stellen. Eine gewisse Theilnahme an den Interessen des preussischen Staates, eine gewisse Bereitwilligkeit auf die Forderungen der Zeit einzugehen, eine gewisse geistige Empfänglichkeit bewies der neue König sofort nach der Thronbesteigung; aber was ihm fehlte war der Ernst, die Ausdauer in seiner Berufsarbeit: weder Energie, noch Consequenz hielt bei ihm vor, und — wir wollen auch nach dieser sanfteren Schilderung Ranke's den harten Ausdruck nicht scheuen — das Traurigste war, daß die Cardinaltugend der Hohenzollern, das königliche Pflichtgefühl ihm so gut wie vollständig abging. Wir halten es weder für Sache historischer Gerechtigkeit, über die etwas bessere erste Zeit dieser Regierung stillschweigend hinwegzusehen, noch auch sie besonders stark zu betonen oder das Folgende gewissermaßen durch sie zu verschönern: nein, die ersten Monate einer neuen Regierung sehen sich oft leicht und rosig an, ohne daß die eigentliche Natur des ganzen Verlaufes diesem ersten Hoffnungsschimmer entspricht. Erst die Fortsetzung des Ranke'schen Werkes wird zeigen, in welche Verbindung und Beziehung Ranke das Vorspiel zu der Hauptsache gedacht haben will.

Die Jahre 1786—1788, in denen in Frankreich sich die Wolken der Revolution zusammenballen, gewinnen auch für Deutschland bei Ranke ein

hohes Interesse. Das merkwürdige Verhalten Oestreichs und Preußens zu einander steht hier im Mittelpunkt: dort Joseph und Kaunitz, hier Friedrich Wilhelm und Herzberg, welche interessante Parallele ist in diesen Namen enthalten! Eine gewisse Ähnlichkeit in den Beziehungen zwischen Souverain und Minister drängt sich uns auf hüben und drüben. Und die beiden Staatsminister sind es, welche das Princip der Machtstellung ihres Staates sicherer erfaßt haben, als die Fürsten selbst: von dem Gegensatz preußischer und östreichischer Interessen ist ihre ganze Politik erfüllt, während doch die Fürsten Gelegenheit zu persönlicher Annäherung suchen und sogar von einem intimen Verständniß zu reden beginnen. Diesen Velleitäten Joseph's begegnete Kaunitz mit schneidender Kritik in einer vollkommen freimüthigen Auseinandersetzung: er hielt geradezu für unmöglich, daß Oestreich und Preußen jemals Vertrauen zu einander fassen sollten; ihre Interessen seien einander diametral entgegengesetzt: das einzig Gemeinschaftliche zwischen ihnen liege in dem Streben eines jeden, den anderen so weit herabzudrücken, daß ihm derselbe nicht mehr gefährlich werde. Und auf preußischer Seite gab Herzberg ganz ähnlichen Erwägungen Ausdruck, indem er von einem Anschluß an Oestreich abrieth und vielmehr ein gutes Einvernehmen mit Rußland befürwortete. Und diese politischen Gesichtspunkte der erfahrenen Minister haben denn auch, wenigstens noch eine Weile, das Verhalten ihrer Fürsten bestimmt.

Gelegenheit sich zu erproben hatte Preußen in den holländischen Verwicklungen 1787. Es ist ein ganz unbestreitbares Verdienst Ranke's, daß er die Intervention Friedrich Wilhelm's in Holland zuerst unter die richtigen Gesichtspunkte gebracht hat: die eigentliche Bedeutung der militärisch-diplomatischen Action ist zuerst von ihm erkannt und der politische Zusammenhang zuerst hier aufgezeigt worden.

Die deutsche Politik, welche mit der Stiftung des Fürstenbundes inaugurirt war, entsprach durchaus den persönlichen Ansichten des neuen Königes. Schon als Prinz hatte er sich dafür interessiert und Verbindungen in dieser Richtung ohne Vorwissen Friedrich's, aber im Einverständniß mit Herzberg an verschiedenen Höfen angeknüpft. Als König hielt er daran fest. Und der Herzog Karl August von Weimar, hierin des Königs Gefinnungsgenosse und Vertrauter, regte nun damals weitere Pläne an, die man vermittelst des Fürstenbundes in's Werk setzen wollte. Man machte sich damals wirklich daran zu versuchen, „in wie fern eine enger zusammenschließende Gestaltung von Deutschland mit den bestehenden Formen der Reichsverfassung sich würde vereinigen lassen oder nicht.“

Es war nicht möglich, solche Absichten zu verwirklichen. „Aber, wie Ranke sehr treffend bemerkt: Von dem, was vorgeht, ist nicht immer das Wichtigste, was dabei zu Stande kommt. Die Entwürfe, mit denen man sich damals

trug, werden allezeit als ein historisches Moment von Bedeutung betrachtet werden müssen.“ Ranke hebt wiederholt die guten Seiten dieser Reformtendenzen hervor; besonders Karl August erweckt ihm freudige Theilnahme und eine Art von Hochachtung und Bewunderung. Jedoch dringt auch bei ihm immer deutlicher aus dem Fortgang der Erzählung die Ueberzeugung hervor, daß innerhalb der Verfassung Deutschlands eine wirkliche Reform des Reiches ein Hirngespinnst oder Schattenbild und nichts anderes sein konnte. Zwar spricht Ranke es nicht aus, aber darauf führt auch seine ganze Erörterung hin, daß ohne eine Vernichtung des Reiches in seinen alten Formen eine Neubelebung nicht zu denken war. Nicht die frommen Wünsche einzelner Patrioten, erst das wuchtige Schwert des Stärkeren konnte Rettung schaffen.

Wir werden nicht versäumen, über den zweiten Band Ranke's, der die Einwirkungen der Revolution vom Westen her auf das alte Reich schildern muß, an dieser Stelle weiter zu berichten.

wr.

Paris und Frankreich.

Es ist kein deutsches Urtheil, welches wir im Folgenden mittheilen. Ein französisches Blatt, das vielverbreitete „Salut Public“ in Lyon, veröffentlicht schon seit einiger Zeit „Lettres d'un Villageois“, deren 31., vom 27. October datirt und gleich den früheren von dem „ländlichen Wähler Jean Guillaume“ unterzeichnet, eine gewisse Seite des Charakters der Pariser in nachstehenden überaus treffenden Worten abconterfeit:

„Die Pariser haben eine Art, frivol zu sein, an sich, die mich aus dem Häuschen bringt. Es ist ein Gethue, als ob sie über alles lachen müßten, was anderen Leuten die Thränen in die Augen treibt. Alles wird ihnen Gegenstand des Witzereißens, selbst das Unglück des Landes und Volkes, und sie bilden sich ein, das Vaterland gerettet zu haben, wenn sie den Feind unter dem Gewicht von ein paar Duzend Galembours zerschmettert haben. Dazu kommt noch eine gewisse Gleichgültigkeit und Geringschätzung in Betreff alles dessen, was sich draußen vor ihren Thoren begiebt. Geht man aus ihrer Stadt hinaus, so giebt's da nur noch mangelhafte Dinge und lächerliche Wesen. Der Mittelmann der Provinz ist ein wunderliches Ding, vom Schöpfer